

Die Gipfel der Entbehrung

Andreas Weber

In den Dörfern des äthiopischen Hochlands hungern die Menschen. Bewaffnete Ranger verwehren den Armen den Zugang zu den letzten fruchtbaren Weidegründen – um das Aussterben einer seltenen Wolfsart zu verhindern. Denn nur wenn der Wolf überlebt, sagen Naturschützer, haben auch die Bergbewohner eine Chance

Die drei Milizionäre sehen aus wie Bettler. Ihre Gesichter sind hohlwangig, ihre schmutzigen Anzüge vielfach geflickt. Gegen die Morgenkälte haben sich die Männer in zerrissene Decken gewickelt. Langsam wandern sie durch das trockene Gras den Hügel hinab, einer hinter dem anderen, in weiten Abständen. Der Erste geht barfuß, ein anderer in Gummisandalen, die schon ein paarmal genäht wurden. Über den schwächtigen Schultern baumeln uralte Gewehre russischer Bauart.

Von den steinernen Bergkuppen fährt der Wind herab, streicht durch dichte Halme und schüttelt die Blütenstände vereinzelter Fackellilien. Knisternde Wiesen überall. Keine Kuh brüllt in diesen Hängen, kein Acker furcht das gleichmäßige Silbergrün ihres Bewuchses. Dort unten aber, wohin die Männer zurückkehren, sind die gepflügten Halden braun vor Staub und Steinen.

Die Milizionäre bewachen ein verbotenes Land. Sie dürfen das Gras hier oben nicht anrühren, obwohl ihre Kühe so hungrig sind, dass ihre Rippen durch die trockene Haut stechen. Das Vieh zertrampelt die letzten schütterten Halme im Tal, und auf den Gipfeln steht das Gras hoch und duftet nach Thymian und Immortellen. Doch diese Welt ist für ein Wesen reserviert, das vor den Menschen immer weiter flüchten musste, eines der seltensten Raubtiere der Erde: der Äthiopische Wolf.

Höchstens noch 500 Exemplare von *Canis simensis* streifen durch die letzten ursprünglichen Flecken des äthiopischen Hochlandes. Der schlanke Räuber mit den langen Beinen und dem rötlichen Pelz kommt ausschließlich in Äthiopien vor, in wenigen zersplitterten Populationen, von denen viele zu klein sind, um überleben zu können. In

den Almen der über 3000 Meter hohen Berge von Guassa in der zentraläthiopischen Region Shoa haben knapp 75 Tiere überdauert.

Dass sich in dieser Agrarwüste 95 Quadratkilometer ursprüngliches Bergland erhalten haben, ist nur einem jahrhundertealten Landnutzungssystem, dem qero, zu danken. Anders als auf den meisten Flächen des Hochlands reguliert der Qero die Nutzung des Weidelandes. Damit das Vieh die ausgedörrte Pflanzendecke nicht zertrampelt, sieht das System Ruhezeiten in der schlimmsten Trockenheit vor, wie jetzt im Juni. Der Qero half den Menschen, im Hochland zu überleben. Nun hilft er dem Wolf, verstärkt durch bewaffnete Miliz, die alle Menschen vom Grasland fern hält.

Immer wieder begegnen die Milizionäre auch an diesem Morgen den Wölfen. Ihr Kläffen und Belfern hallt zwischen den Steilhängen hin und her, als sich die Mitglieder des Rudels so ausgelassen und schwanzwedelnd begrüßen wie junge Hunde. Die Nacht hat jeder Wolf allein auf einem Graspolster verbracht, dicht zusammengekugelt, denn nach Sonnenuntergang sinkt eisige Kälte auf die Gipfel herab. In vielen Nächten ist das Wolfsfell morgens von einer Reifschicht bedeckt. Erst wenn es hell wird, gehen die Tiere auf Jagd. Dann zerteilen ihre Schritte das Gras, die wogenden Ähren blitzen auf im Sonnenlicht und für einen Moment sieht es so aus, als ob die Wölfe einen Funken-schweif hinter sich herziehen.

„Afroalpin“ nennen Ökologen diese Bergwiesen, die auf einer Höhe beginnen, wo in Europa schon ewiger Schnee läge. Die Landschaft ist karg, der Zug der Hänge nur unterbrochen durch die meterhohen Stauden der Riesenlobelien, die in Gruppen verstreut stehen und in dieser großen Höhe wirken wie Ananaspflanzen in den Alpen. Ab und zu lässt sich eine Alpenkrähe oder ein Klunkeribis vom Aufwind die Hänge hinauftragen.

Nur das Rascheln der Nager im Gras ist zu hören, wenn sie durch einen ihrer unzähligen ausgetretenen Hohlwege huschen. Sonderbare Spezies wie die Äthiopische Kusu-Grasratte und eine besonders große Maulwurfsrattenart konnten sich hier entwickeln. In Guassa müssen die Wölfe nie hungern. Sie schnüren über die Hänge und schnappen mit ihren schlanken Schnauzen dann und wann nach einem Nagetier. *Canis simensis* ist ein genügsamer Nomade, der sich nicht für Rindfleisch interessiert, und diese Zurückhaltung hat ihm wahrscheinlich bis heute das Überleben gesichert.

Dass die Menschen die letzten Grasflächen so verbissen bewahren, ist auch das Werk von Zelealem Tefera. Der Biologe aus Addis Abeba kämpft für den Lebensraum des Wolfes. Er hat in jahrelanger Arbeit ein feines Netz aus Begünstigung und Bedrohung zwischen den 56000 Bewohnern von Guassa, der Distriktverwaltung und den Behörden in der Hauptstadt gewoben. Zelealem hat vor dem Schicksal des übrigen Landes gewarnt und so einige der Ältesten auf seine Seite gezogen.

Wer die wirkliche Macht in diesen Bergen hat, ist schwer zu ergründen. Denn Guassa ist kein offizielles Schutzgebiet, seine Wahrung daher angewiesen auf die Kooperation der Bewohner. Ein Komitee entscheidet, wann das Gras genutzt werden darf, nicht der Wunsch einzelner Dörfer, egal wie elend es ihnen geht. Der Staat ist in der Wildnis nicht präsent: Es gibt keine Polizei, nur die Miliz der Einheimischen.

Unterstützt wird Zelealem vom Ethiopian Wolf Conservation Programme. Die Organisation mit Sitz an der Universität Oxford sorgt für Geld von ausländischen Stiftungen. Die Fäden zieht Stuart Williams, ein junger britischer Zoologe in Addis Abeba. „Nur durch den Schutz der Natur lässt sich die Ernährung sichern“, sagt er. Daher geht es in Guassa nicht nur um die Erhaltung des Wolfs. Vielmehr, so sagt Williams, „ist der Wolf eine Schlüsselart für die afroalpine Region“ – für das Dach Äthiopiens, das im Herbst den Regen für das ganze Land sammelt und ihn in die Ebenen speist.

„Wolf und Mensch sind keine Konkurrenten“, predigt auch Zelealem und versucht so, die Bevölkerung zu überzeugen. „Im Gegenteil: Nur wenn der Wolf überlebt, schafft es auch der Mensch.“

Die Bewohner haben keine anderen Ressourcen als das Gras von Guassa. Ihr Vieh frisst es, sie decken ihre Hütten damit, weben Seile daraus, Decken, Hüte. Es ist eine paradoxe Situation: Wenn sie Guassa nicht betreten dürfen, sind die Menschen dem Hungertod nah. Aber wenn sie die Almen zerstören, ist die Hoffnung dahin, wird der Regen auch hier die fruchtbare Erde die Hänge hinabspülen. Dann werden beide verloren haben: Mensch und Natur.

Doch die Männer murren. Ihre Kinder darben, und ihr Vieh stirbt. Als die Milizionäre von ihrem Streifzug in ihr Dorf Debre Gora Mariam zurückkehren, treffen sie sich mit dem Stammesältesten zur Beratung.

In der runden Hütte ist es dämmrig. Licht sickert durch die niedrige Tür, neben der ein kleiner Spiegel und ein grüner Regenschirm hängen. Verirrte Sonnenstrahlen blitzen durch die Löcher im Lehmbeleg der Wände und im Dach aus Gras. Hühner gackern zwischen den dünnen Beinen der Männer, ein Ochse stampft in seiner Streu neben der Feuerstelle. Eine Frau kauert dort, die Füße in die rauchende Asche geschoben, anscheinend ohne Schmerz. Wie bei vielen hier bildet Hornhaut unter ihrer Sohle eine dicke Kruste, hart wie Huf.

Die Milizionäre hocken auf feuchten, ungegerbten Fellen, jeder gehüllt in seinen Umhang, das Kinn auf den Gewehrlauf gestützt. Ihre Gestalten sind Schatten, aus denen weiß die Augen leuchten. „Wir haben seit der letzten Regenzeit schon 40 Kühe verloren“, sagt Bagasho, der Älteste. „Zur Zeit meiner Großeltern war Guassa nur manchmal geschlossen. Heute ist es ständig gesperrt. Dabei leben hier heute mehr Menschen. Jetzt brauchen wir alles.“ Die Dörfler haben schon einen Sonderantrag bei der Distriktverwaltung in Mehal Meda gestellt, um die Entscheidung des Guassa-Komitees zu unterlaufen. Doch in der einen Tagesmarsch entfernten Barackenstadt hat man sich für nicht zuständig erklärt. Unverrichteter Dinge mussten die Männer umkehren. Langsam sind sie durch die schattenlose Hochebene marschiert, vorbei an bettelnden Kindern vor Hütten aus rostigem Wellblech, vorbei an verwitterten Schildern der World Vision-Hungerhilfe.

In Wahrheit sind die Biologen schuld, sagen die Männer. „Zealelem trifft sich niemals mit der Bevölkerung, sondern immer nur mit Regierungsvertretern“, klagt Belahun Taka, der Priester, der Einzige, der ganz in makellosem Weiß gehüllt ist. Er ist der Repräsentant der Macht von einst. Die äthiopisch-orthodoxe Kirche verlieh den Regeln der Qero-Landnutzung Autorität, als die Religion noch zentraler Bestandteil der äthiopischen Gesellschaft war, vor dem Umsturz durch Mengistus sozialistisches Regime.

Für die Kirche waren Tier und Pflanze heilig, als Bestandteile ein und derselben Schöpfung. Was von der Vegetation unterhalb solcher Hochlagen wie Guassa geblieben ist, fand daher bis heute auf Kirchhöfen Asyl. Um die mit Wellblech beschlagenen Rundtempel bilden alte Schirmakazien, Baumheiden und riesenhafte Euphorbien grüne Oasen in der kargen Landschaft, schwirren Vögel, die hier wie Schiffbrüchige in den letzten einheimischen Bäumen gestrandet sind.

Sonst bedeckt vor allem eingeführter australischer Eukalyptus das Land mit schütterem Grün. Keine andere Vegetation gedeiht darunter, so sehr saugen diese Bäume jeden Tropfen Wasser auf. Wohl kaum eine Region der Erde hat in einem solchen Maß ihre ursprüngliche Pflanzendecke eingebüßt wie das Hochland von Äthiopien. 97 Prozent der ursprünglichen Vegetation, schätzt Williams, sind umgewandelt – vor allem in Äcker und Viehweiden, um immer mehr Menschen notdürftig durchzubringen. Innerhalb der letzten 60 Jahre schnellte die Bevölkerung des Landes auf das Zehnfache empor. Von diesen 70 Millionen leben 80 Prozent im Hochland. „Hier ist es gesünder“, sagen sie, „hier gibt es keine Malaria.“

Längst haben sich Äcker in Höhen hinaufgeschoben, die einst als unbewohnbar galten. Dürre Gerste sprießt noch in über 4000 Metern aus einer harten Erde, deren Neigung manchmal 45 Grad übertrifft. Doch die Erosion macht erobertes Land in wenigen Jahren zur Felsenwüste. Zurück bleibt das Skelett der Erde, nackte Hänge, die in unzugänglicher Schroffheit den Ausblick versperren wie ein versteinertes Pazifik aus Basalt. Rückgängig gemacht scheinen die Millionen Jahre, die Pflanzen, Pilze und Bakterien gebraucht haben, um den Stein mit einer grünen Haut zu überziehen. Zwischen Guas-

sa und Mehal Meda wirkt es so, als pflügten die Bauern Steine und fräßen die Rinder Staub.

30 Millionen Kühe halten die Menschen in Äthiopien, mehr als in jedem anderen afrikanischen Land. „Die Rinder dienen weniger der Ernährung als der Brennstoffgewinnung“, sagt Williams. „Wo es kein Holz mehr gibt, muss ihr Dung das Feuer unterhalten.“ In manchen Gegenden grasen mehr als 300 Tiere auf einem Quadratkilometer. Dort schaben die Herden die letzten Wurzeln aus dem Boden, vertreiben Wildtiere in die steilsten Klippen.

Doch die Menschen sind zu arm, um ihren Zustand zu ändern. Sie führen ein Leben praktisch ohne Bargeld, auf einem Niveau, das in vielem der Steinzeit entspricht. Die Felder werden mit Pflügen umgebrochen, die wenig mehr sind als metallbeschlagene Astgabeln. Und das meiste Land gehört noch immer dem Staat. Für Investitionen besteht kein Anreiz.

So schützt Millionen Hochlandbewohner nur ständige Nahrungshilfe vor einer akuten Hungersnot. In den zahlreichen Barackensiedlungen entlang der Straße verteilen Hilfsorganisationen zweimal im Monat Sorghum. Weiß leuchten die Kunststoffsäcke mit den Emblemen von EU und USA zwischen dem braunen Staub der Straße, zwischen den grünen und blauen Decken, unter denen die Empfänger auf dem Boden hocken.

Die Zahl der Hungernden steigt nach einer Schätzung äthiopischer Ökonomen jedes Jahr um mehr als drei Prozent. Das Elend nimmt zu, wenn auch weniger spektakulär als in den 1980er Jahren. „Wenn es nur einmal zu spät regnet, bricht eine Hungersnot aus“, so Williams – erst 2003 wieder machte Trockenheit über 13 Millionen von Hilfslieferungen abhängig. Doch auch so sind fast alle unterernährt, haben die Kinder Beine wie Stöcke, die Männer Knie wie junge Mädchen. Als „pockets of famine“ bezeichnen Ernährungsexperten das Phänomen des schleichenden Todes irgendwo in abgelegenen Talsystemen. Denn dass Menschen darben, heißt nicht, dass es nirgendwo etwas zu essen gäbe: Selbst in Mehal Meda kann, wer Geld hat, eine große Platte mit duf-

tender Injera, dem äthiopischen Fladenbrot, und frisch gebratenem Fleisch bestellen, während hinter den Bergkuppen Mittellose verhungern.

Immer wieder begegnen die zerlumpte Milizionäre aus Debre Gora Mariam Figuren, die noch elender sind als sie selbst. Wie der junge Mann, der langsam und gebeugt die Klippen hinabwandert, sein Gesicht von Falten aus Gram und Hunger zerfurcht, eine Sichel unter der zerschlissenen Decke an den Körper gepresst. 1500 Meter tiefer, unter steil abstürzenden Felsen, breiten sich die Felder des Rift Valley aus, ein unendlich fernes Mosaik aus Gelb und Grün. Dort gebe es vielleicht Arbeit bei der Ernte, sagt der Mann, damit er seine vier hungernden Kinder durchbringen könne.

Die Miliz stößt auf Gestalten wie die beiden Grasdiebe, denen der Sturm die Hütten abgedeckt hat und die nun im verbotenen Almland die drahtigen Halme zu dicken Bündeln auftürmen. Sie trifft auf den Mann, der seine Esel ins Grün treibt, mit demütig gesenktem Kopf die Schelte der Milizionäre anhört und sich dann trollt – nur um hinter dem Rücken der Bewaffneten wieder kehrtzumachen. „Hier draußen gibt es nur wenige Lösungen“, sagt Stuart Williams. „Eine Lösung besteht darin, Geld mit der Natur zu verdienen, statt sie zu zerstören.“ Darin, dass die Bewohner das Land, wie in Guassa, bewahren, um auch sich selbst eben noch zu erhalten.

Ein solcher Versuch findet auch in dem Semiengebirge statt. In diesen zerklüfteten Vulkankegeln, einige hundert Kilometer nördlich von Guassa, streckt sich das Hochland noch einmal gewaltig empor. 4620 Meter ragt der Ras Dashen, der vierthöchste Berg Afrikas, in die dünne Luft des tropischen Himmels. Wohl an kaum einer anderen Stelle präsentiert sich die Erde in einer solchen Ekstase der Schroffheit. Zersplitterte Schlackekegel wechseln mit gähnenden Canyons ab. Dazwischen spannen sich die dünnen Laken der baumlosen Hochtäler. Die Ausblicke sind spektakulär, erschreckend unwirklich.

Die Rechnung ist einfach: Wie die großen ostafrikanischen Safariparks soll das Semiengebirge zahlende Touristen anlocken und deren Devisen in den lokalen Wirtschaftskreislauf einspeisen. Für eine Nation, in der jeder Zweite im Schnitt mit weniger

als einem Euro am Tag auskommen muss, sind die rund 20 Euro, die ein Tag Aufenthalt im Park kostet, ein Segen, der sich bis in die feinsten Verästelungen der Gesellschaft spüren lässt. Schon jetzt ernähren die Einkünfte des Nationalparks einige Hotels und Läden, dazu die Eseltreiber, die Trekkinggruppen begleiten, die Scouts und all die Guides und Sub-Guides, die Straßenkinder mit ihren Schniefnasen und Blähbäuchen, die plötzlich im Camp stehen und ungefragt helfen und ganz am Ende der Kaskade des Geldflusses ein paar Münzen abschöpfen.

„Das ist der heilige Gral der Entwicklungspolitik“, meint Williams: „die Einnahmen zu erhöhen, die nicht aus dem Landbau stammen. In dem Balegebirge etwa sichert das Wolfsprojekt das Überleben der ganzen Stadt Dinsho.“ Dann zitiert der Forscher das Beispiel Tansanias, das heute 600 Millionen Dollar vornehmlich mit Öko-Tourismus verdient – Äthiopien nimmt nur 80 Millionen ein, und die Touristen interessieren sich bislang weniger für die Natur als vielmehr für die historischen Stätten des Landes.

Doch Williams gibt zu, dass Äthiopiens Naturkapital verbraucht sein könnte, bevor es Zinsen abwirft. Der Semiengebirge-Nationalpark gehört zwar zum Unesco-Weltnaturerbe, doch seine Schatzkammern sind leer. Anders als in Guassa vermögen auch die strengen Parkregeln nicht, die Almen vor der Plünderung, die Wälder vor dem Kahlschlag zu schützen. Zu groß ist die Übermacht hungriger Menschen. Es ist, als existiere der Park als Schutzgebiet gar nicht. Nur die Steilhänge entlegener Schluchten tragen noch das undurchdringliche Dickicht der alten Bergwälder. Nur hier spenden noch ausladende Bäume Schatten, flattern die Blüten der abessinischen Rose an mächtigen Ranken.

Aber selbst an den Steilhängen sind überall frische Einschläge zu sehen. Eine Hacke hat Narben in einer alten Baumheide hinterlassen, am Ansatz ihrer krummen Äste, die von kleinen weißen Orchideen bedeckt sind. In der Ferne hallen Hiebe. „In fünf Jahren wird hier der letzte Baum geschlagen sein“, sagt Mulat, einer der offiziellen Führer, die der Park Besuchergruppen mitgibt. Der Walie-Steinbock zum Beispiel, eine endemische Art, ist auf 200 Exemplare in den schroffsten Felsen zurückgegangen. Und im

Park, schätzen die Biologen, leben inzwischen weniger als 40 Wölfe, obwohl das Gebiet doppelt so groß ist wie Guassa.

Dessen Almen sind für Stuart Williams das am besten erhaltene Stück alpinen Hochlandes in Äthiopien – und das ganz ohne offiziellen Schutzstatus. Guassa wurde nicht von westlicher Umwelthilfe gerettet, sondern von einem Gemeinschaftsdenken, das die Natur schon vor Jahrhunderten nicht als Widersacher, sondern als Garanten des Überlebens sah, das nachhaltig war, bevor das Wort erfunden wurde. Die Einsamkeit der Bergwiesen ist ein Erinnerungssplitter, der von dieser Zeit erzählt.

Bei ihrer abendlichen Patrouille durch das Gras von Guassa treffen die Milizionäre von Debre Gora Mariam einen Wolf, der in einem trockenen Bachlauf geschlafen hat. Aufgeschreckt eilt er den Hügel hinauf, bewegt sich in langen Sprüngen durch die Immortellen, zerteilt das Meer ihrer Rispen zu einem silbernen Kielwasser, hinauf, hinauf, bis hart unterhalb des Hügelkamms. Dort bleibt der Wolf stehen und wendet sich langsam um. Er sieht lange aus seinen schwarzen Hundeaugen herüber, bevor er ins Nachbar-tal taucht. Oben am Kamm lässt die Sonne für eine Sekunde sein Fell aufleuchten. Vom anderen Hang fliegt das Singen der Kinder herüber, die aus der Schule nach Hause gehen.